Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen
Autor: Wiget, Sophie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573230

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

findet man leicht den Uebergang zu seinem großen Schüler, dem Urbinaten, der in seiner Jugend zu Perugia beschäftigt war. Zu Perugia selbst ist der zweite Hauptmeister der umbrischen Schule geboren, Peruginos Genosse Pinturicchio, eigentlich Bernardino Betti Biagi (1455—1513). — Heute ist Perugia mit seinen ungefähr 20,000 Einwohnern die Hauptstadt der Provinz Umbrien, im allgemeinen noch altertümlich gebaut, zum Teil auf der Höhe selbst, vierhundert Meter über dem Tal des Tiber, zum Teil an den Abhängen.

Etwa im Zentrum der Stadt erhebt sich der Palazzo Pubblico oder Comunale (s. Abb. 1), ein gewaltiger Bau in italienisch-gotischem Stil aus den Jahren 1281 und 1333; in neuerer Zeit ist er nicht ungeschickt restauriert worden. Seine Hauptfassade richtet der Palazzo nach dem Corso Vanucci, der belebtesten und stattlichsten Straße der Stadt, eine zweite wendet er dem Dom zu, von diesem geschieden durch die Piazza del Municipio mit dem Fonte Maggiore, von dem gleich die Rede sein wird (s. Abb. 2). Der Palazzo Pubblico zeichnet sich aus durch besonders edle und glückliche Bildung der Fenster (je drei oder vier durch Säulchen getrennte Fenster sind zusammen in ein gut profiliertes Quadrat eingerahmt) und durch ein prachtvolles Portal und enthält namentlich die städtische Gemäldegallerie, die Pinacoteca Vanucci, deren Studium natürlich für die Kenntnis der umbrischen Malerei unerläßlich ist. — Ein ausnehmend schönes Denkmal ist der erwähnte Fonte Maggiore aus dem Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts (1277—1280), nach Jacob Burckhardt der schönste italienische Brunnen jener Zeit. Im Gegensatz zu den gotischen Brunnen des Nordens, wo auch der Brunnen ein Stück Kirchenbau und zwar ein Abbild des Kirchturms darstellen muß (man denke an den sogenannten „Schönen Brunnen" zu Nürnberg oder an den Fischmarktsbrunnen in Basel oder auch an den allerdings minderwertigen gotischen Brunnen beim Großmünster zu Zürich), sind die italienischen und auch der Fonte Maggiore in Perugia mehr Breitbauten. Dieses Schicksal erfuhr ja überhaupt die Gotik in Italien, daß sie in ihrem Hauptprinzip verkannt ward, daß ihre Anlagen wie der Mailänderdom (im Gegensatz zu den gotischen Münstern nördlich der Alpen) statt in die Höhe fast mehr in die Breite gehen, gleichwie die Pinie, die in mäßiger Höhe ein flaches Schattendach ausbreitet, im Gegensatz steht zur schlanken Tanne des Nordens, die hoch anstrebt zur Himmelsbläue. — Der Fonte Maggiore ist trefflich aufgebaut aus drei Schalen und geschmückt mit zahlreichen biblischen, allegorischen und parabolischen Relieffiguren. Der architektonische Aufbau wird Arnolfo di Cambio zugeschrieben, das Uebrige dem Niccolò Pisano und zumal dessen Sohn und Schüler Giovanni, die krönende Bronzegruppe von drei Nymphen einem gewissen Rosso aus Perugia, der aber ganz unter dem Einfluß des Giovanni Pisano stand; der letztere war bei diesem Werk bereits der bestimmende Künstler. Zwei der Statuetten sind moderne Ergänzungen. — Weiterhin, nördlich vom Dom San Lorenzo, schmückt die Piazza Danti oder del Papa ein Bronzewerk des Vincenzo Danti, der 1530 zu Perugia geboren und ein Schüler Michelangelos bereits den Uebergang zum Barock bezeichnet: Papst Julius III. ist thronend wiedergegeben mit segnender Gebärde der Rechten (s. Abb. 3).

Unsere vierte Abbildung zeigt uns einen köstlichen Durchblick durch einen gotischen Durchgangsbogen über der Via Appia. Dieser parallel führt die Via Vecchia von der Piazza Danti in nördlicher Richtung hinunter zum sog. Arco di Augusto (Abb. 5), einem antiken Torbau, dessen Fundamente noch in etruskische Zeit zurückgehen. Es ist ein eintoriges, zweigeschossiges und von zwei Türmen flankiertes Stadttor. Der untere Teil ist wie gesagt etruskisch, der Oberbau stammt aus römischer Zeit; das Abschlußgesims fehlt. Die beiden Geschosse sind durch einen breiten Fries getrennt, und im Fries stehen sechs kurze ionisierende Pilaster, abwechselnd mit Rundschilden in den quadratischen Interkolumnienfeldern. Der Bogen des obern Geschosses ist von zwei glatten ionischen Pilastern flankiert, seine Oeffnung heutzutage ausgemauert bis auf ein kleines rechteckiges Fenster. Ueber dem untern, dem eigentlichen Durchgangsbogen liest man auf der zweiringigen Archivolte die Worte: „Augusta Perusia". Es wird also dieses Tor, wie noch ein zweites zu Perugia, die sog. Porta Marzia, die Sangallo in die von ihm erbaute Festung einmauern ließ, in den Architekturteilen wenigstens aus dem Jahr 39 v. Chr. stammen, da Octavian nach Abschluß des perusinischen Bürgerkrieges die durch Brand verheerte Etruskerstadt wieder aufbaute, und auf die Gestaltung der neuen Tore mag die Form der durch die Römer zerstörten von einigem Einfluß gewesen sein. — Der Gang der z. T. noch erhaltenen antiken Mauer rings um die alte Stadt, die den Hügel der jetzigen Altstadt einnahm, läßt sich heute noch verfolgen. — Auf der breiten Fahrstraße, die vom Stationsgebäude in Kurven zur Stadt ansteigt, gelangen wir zu einer aussichtreichen Terrasse, die vorab den Blick gewährt auf einen Teil der Unterstadt von Perugia mit der Kirche San Pietro de' Cassinensi vor Porta San Pietro (s. Abb. 6), und endlich gibt unsere Abbildung 7 das Innere dieser Kirche wieder. Der Bau, um das Jahr 1000 errichtet vom heiligen Pietro Vincioli von Perugia, ist eine dreischiffige Basilika mit Querschiff und mit stark vergoldeter flacher Decke, ruhend auf achtzehn antiken Granit- und Marmorsäulen und zwei Pfeilern. Sehr häufig ja haben antike Säulen in christlichen Kirchen Verwendung gefunden. — Unter dem Triumphbogen bemerkt man links und rechts steinerne Ambonen (Kanzeln) mit Reliefs auf Goldgrund. Berühmt ist das Stuhlwerk des Chores aus Nußbaumholz mit trefflich geschnitzten Reliefs und eingelegter Arbeit, sog. „Intarsien", um 1535 vollendet durch Stefano da Bergamo.

Damit scheiden wir von Perugia, der malerischen Stadt zwischen Tiber und trasimenischem See. O. W.

Die Tochter des Philosophen.

Roman von **Sophie Wiget**, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

Sechstes Kapitel.

Linnell ist an diesem Abend in sehr zufriedener Stimmung in den „Roten Löwen" zurückgekehrt; denn Haviland Dumaresq hat ihm sein ganzes Herz ausgeschüttet und Psyche ihm fest versprochen, in arabischem Kostüm zu seinem geplanten Bild zu sitzen. Nicht, daß er Psyche jetzt schon liebt — Liebe auf den ersten Blick ist unvereinbar mit des Künstlers scheuem, zurückweichendem Wesen; aber so viel ist ihm klar geworden, daß ihn für dieses Mädchen eher eine große Leidenschaft erfassen könnte als für irgend eine der Frauen, die er bis jetzt in seinem Leben getroffen hat. Erstlich, ist sie nicht Haviland Dumaresqs Tochter? Und Linnells Verehrung für den großen Denker in seiner Einsamkeit und Armut ist so tief und mächtig, daß diese Tatsache allein schon ihn von Anfang an sehr günstig für Psyche gestimmt hat. Aber auch wenn sie Frau Maitlands oder die Tochter eines Roserton-Bauern gewesen wäre, hätte er nicht anders gekonnt, als sich für ihre rührende Schönheit zu interessieren. Er hat den Rest des Abends in einer traulichen Nische mit ihr zusammen gesessen und mit ihr geplaudert. Stück um Stück hat er von ihr erfahren; ihre Scheu und Zurückhaltung hat ihn die seine fast vergessen lassen; ihre unschuldige Freude an der Aufmerksamkeit, die er ihr widmete, hat seinen empfindsamen Geist angezogen und entzückt. Und wenn gleich Haviland Dumaresq ihn mit seinem Vertrauen beehrt hat, so ist es doch Psyches Stimme, und nicht die des großen Philosophen, die in des jungen Mannes Ohr nachhallt, und Psyches Augen, die sein Herz zu rascherm Schlag antreiben, während der langen wachen Stunden der Nacht.

Linnell ist dreißig, und bei Dreißig stellen sich diese Symptome kräftiger ein als in der Jugend.

Psyche ist ihm sympathisch, unendlich sympathisch; aber die große Frage lautet jetzt: ist er es ihr auch? Er kennt die Frauen

genügend, natürlich, um zu wissen, daß sechs- oder siebentausend Pfund festes Einkommen im Jahr ihm die käufliche Liebe der Hälfte der Mädchen in einem Londoner Ballsaal sichern würde. Aber eben weil er das weiß, liegt ihm nichts daran, sein Geld in einem so wertlosen Kauf anzulegen. Die Frage lautet demnach: Ist Psyche ihm gut um seiner selbst willen, oder, wenn sie es noch nicht ist, kann sie es werden? Er sitzt in seinem Armstuhl im Hotelzimmer und schaut unbehaglich auf seinen linken Fuß, seinen lahmen Fuß oder wenigstens den Fuß, den er in seiner Ueberempfindlichkeit immer noch lahm nennt. Wird Psyche ihn wollen, trotz seiner Lahmheit, ohne das erdrückende Gewicht seines vorhandenen, stets geleugneten Vermögens? Wenn Psyche will, dann ist alles gut; denn es ist für jeden Mann eine Ehre, Haviland Dumaresqs Tochter zu heiraten. Aber wenn Psyche nicht will — O, welch ein Schmerz! An seiner Größe erkennt jetzt Linnell, wie tief er sein Leben schon mit dem Psyches verwoben hat.

Der Traum ist erst vor zwei Tagen geboren, und doch würde sein Verschwinden jetzt schon einen unauslöschlichen Schmerz bringen.

Aber das steht fest: Psyche muß ihn nur um seinetwillen lieben, als armen Landschaftsmaler; sie muß sich in seine Arme werfen, einzig und allein, weil sie ihn liebt. Wie ihr Vater muß sie des großen Gefühls fähig sein, für das sie alles andere ohne Frage aufgibt. Dann ist sie das Weib seiner Träume, das Weib seiner Seele. Liebt sie anders, dann liebt sie nicht wie er, dann gehören sie nicht zusammen. So denkt Linnell, während er wach liegt in jener Nacht und an Psyche sinnt.

Derweil schlummert Psyche, ahnungslos der Gedanken, die in dem jungen Maler stürmen, ahnungslos auch der Gegenwart ihres Vaters, der auf den Zehen an das Bett seines Kindes geschlichen ist und jetzt mit verträumtem Blick murmelt: „Sie soll reich sein, und sie soll glücklich sein. Sie soll das Leben leben, das ich mir versagt habe. Ich wache über sie und mache sie glücklich!"

Unsichern Schrittes, mit flackernder Kerze, wendet er sich zur Tür. Wer die Wirkung des Opiums kennt und jetzt des alten Mannes Augen gesehen hätte, der wüßte gleich, daß die Pille, die er an diesem Abend genommen, um seine aufgeregten Nerven zu beruhigen, Opium enthalten hat. So rächt sich die Natur an ihm für die Jahre der Ueberarbeit und der Entbehrung.

Am nächsten Tag beginnen die Sitzungen für das Bild. Linnell ist schon früh auf und öffnet die Briefe, die für ihn gekommen sind, während des Frühstücks. Darunter ist einer von seinem Vermögensverwalter in London, der die gewünschte Liste enthält. Die Zahl der Adressen ist erstaunlich groß, sein Agent hat ihm zweihundertundsiebzig erklärte Empfänger aufgestöbert. Ein vollständiges Werk der Enzyklopädischen Philosophie kostet drei Guineas, die ganze Bestellung beläuft sich also auf die Summe von achthundertundfünfzig Pfund und zehn Schilling. Das ist eine stattliche Summe, größer als er erwartet hat; aber sie wird Behagen bringen für den verdienten Mann. Achthundertundfünfzig Pfund bedeuten nichts für Linnell. Er zieht sein Checkbuch heraus und füllt den Check für diesen Betrag aus; noch einige Worte der Anleitung werden hinzugefügt, und der Brief ist bereit, der die Wolken der Sorge von Psyches und ihres Vaters Stirn streichen soll.

Es ist ein glücklicher Morgen, der folgt; Geraldine hat das Kleid herübergebracht und bleibt nun da als Anstandsdame. Papa werde heute morgen nicht herunterkommen, sagt Psyche errötend; denn er habe sein starkes Kopfweh. Sie habe gestern abend schon an ihm den träumerischen, fernschweifenden Blick bemerkt, wonach am folgenden Tag immer dieses schreckliche Kopfweh komme. Linnell bedauert höflich, das zu hören, ist aber innerlich viel zu fröhlich, als daß die Nachricht eine andauernde Wirkung haben könnte.

„So," sagt er, „jetzt ist es sehr gut, finden Sie nicht auch, Fräulein Maitland?" Er hat Psyches Kopf noch ein wenig auf die Seite gebogen und ist zurückgetreten, um den Effekt zu betrachten.

„Ja, das ist ganz famos! So, jetzt können Sie reden und lachen, soviel Sie wollen, Fräulein Dumaresq; meinen Sie ja nicht, Sie müssen so still sitzen wie beim Photographen. Der Maler braucht vor allem den natürlichen Ausdruck. Je natürlicher Sie sind, um so schöner und anmutiger wird das Bild."

„Was für eine hübsche Schmeichelei!" lacht Geraldine schalkhaft. „So sprechen Sie nie zu mir, Herr Linnell."

Er schaut verlegen vor sich nieder und sagt endlich ziemlich steif: „Aber ich habe Sie noch nie gemalt, Fräulein Maitland. Wenn ich dann einmal dazu komme, will ich schon zum voraus eine Anzahl hübscher Komplimente bereitmachen."

„Ganz richtig! Ich begreife. Aber bei Psyche quellen die Komplimente von selbst hervor."

Psyche errötet und lächelt zugleich.

„Sprich nicht solchen Unsinn, Geraldine! Ist das recht so, Herr Linnell? Geraldine bringt mich mit ihren Späßen ganz aus der Stellung."

Linnell schaut bewundernd von der Staffelei auf.

„Spaßen Sie und machen Sie sie erröten, soviel Sie wollen, wenn ich bitten darf, Fräulein Maitland!" sagt er mit einem Lächeln, während er die Konturen des feinen Kopfes auf der Leinwand zieht. „Das ist gerade, was ich brauche, es könnte nicht vollkommener sein. Das Bild soll das ‚Erwachen der Liebe' vorstellen, und Sie müssen sich soviel wie möglich in diese Stimmung versetzen, Fräulein Dumaresq!"

Wenn Linnell wünschte, daß sie errötet, so hat er nichts Wirkungsvolleres sagen können. Psyche kommt von einem Erröten ins andere, sodaß sein Gefühl ihn drängt, ihr zu Hilfe zu kommen und das Thema zu wechseln. Der Philosoph und sein Werk bieten Stoff genug dazu.

„Alles Große wächst langsam," sagt er, während er seine volle Aufmerksamkeit der zarten Nasenflügellinie widmet. „Newtons Gravitationslehre wurde ein halbes Jahrhundert lang angezweifelt, und Lamarck ging blind und arm in sein Grab, ohne Anhänger für seine Entwicklungstheorien zu finden."

„Papa hat schon Anhänger," sagt Psyche einfach, „und zwar unter den bedeutendsten Männern unserer Zeit. Er hat sogar welche unter den Leuten hier in Roserton; ich kann ihre Intelligenz auf den ersten Blick messen an dem Grade des Respektes, mit dem sie meinen Vater behandeln."

„Dann muß meine Intelligenz eine ganz hervorragende sein," sagt Linnell lachend; „denn ich stelle niemand auf der Welt höher als Haviland Dumaresq. Für mich ist er weitaus der größte Denker von allen, die ich getroffen, gesehen oder gelesen habe."

„Für mich auch," sagt Psyche ruhig.

Diese Antwort setzt Linnell in Staunen. Es ist etwas so Seltenes, daß ein Mädchen in Psyches Alter überhaupt eine selbständige Meinung hat in solchen Dingen. Und seltener noch, daß es sie so klar und rückhaltlos ausspricht. Etwas von Haviland Dumareqs eigener Geradheit und unpersönlicher Wahrheitsliebe liegt in diesem offenen Geständnis ihres Glaubens an des Vaters Größe. In Linnells Augen gewinnt Psyche unendlich durch ihr rückhaltloses Vertrauen.

„Ich freue mich so sehr, das von Ihnen zu hören," antwortet er warm; „denn bekanntlich werden große Männer gerade von ihrer eigenen Familie oft unterschätzt. Ich freue mich auch darüber, daß das Verständnis für dieses Werk wächst. Wie viele Serien glauben Sie wohl, daß das Jahr über verkauft werden von der Enzyklopädischen Philosophie?"

„O, nicht mehr als zehn bis zwölf im Jahr," sagt Psyche leichthin, während sie die Falten ihres Schultertuches ordnet.

„Nur zehn oder zwölf im Jahr!" ruft Linnell und hält in seiner Arbeit inne. „Aber das kann doch nicht wörtlich gemeint sein, da muß irgendwo ein Irrtum liegen. Oder wollen Sie wirklich sagen, daß das bedeutendste Werk unserer Zeit in unserm Lande nur von zehn bis zwölf Personen begehrt wird im Jahr?"

„Gekauft wenigstens, ja; in England, wissen Sie, wird es in den Bibliotheken gelesen. Der große Verkauf ist in andern Ländern, das Werk ist in alle europäischen und asiatischen Sprachen übersetzt; da kaufen die Leute natürlich Uebersetzungen, die uns so gut wie gar nichts einbringen. Und die Amerikaner, die es so viel lesen, lesen es natürlich in gestohlenen Auflagen. Sie sandten Papa einmal hundert Pfund als Entschädigung; aber Papa sandte den Check mit der nächsten Post zurück. Er sagte, er nehme nicht etwas als ein Geschenk und eine Gnade an von Leuten, die aus einfacher Gerechtigkeit das Zehnfache bezahlen müßten."

„Aber ich denke, was jetzt verkauft wird, das ist doch reiner Profit?" fragt Linnell zaghaft, aus Furcht, er könnte sich verraten.

„Nun ja," sagt Psyche mit einigem Zögern, „ich glaube, es ist so. Ich hörte wenigstens Papa sagen, Macmurdo & White seien längst für alle Auslagen gedeckt, und daß jeder

Band, der jetzt verkauft werde, Geld für die Tasche bedeute."

Linnell atmet hoch auf. Also die achthundertfünfzig Pfund und zehn Schilling, die er heute morgen abgesandt hatte, würden ungeschmälert in Dumaresqs so sehr bedürftige Tasche wandern.

* * *

Wie der Chef der großen Verlagsfirma Macmurdo & White einen Check von achthundertfünfzig Pfund und zehn Schilling nebst einer Bestellung von zweihundertsiebzig „Dumaresqs Encyclopaedic" (wie die geschäftliche Abkürzung lautet) in Empfang nimmt, zieht er die Augenbrauen in die Höhe und reibt die Hände. „Habe ich's nicht immer gesagt, Dumaresqs Encyclopaedic werde sich mit der Zeit ganz flott verkaufen? Hier ist eine Bestellung für zweihundertsiebzig auf ein Mal. Ich bin verdammt froh, daß ich das Verlagsrecht von ihm erkauft habe, und halb umsonst. Die Auslagen für das Werk sind längst wieder hereingekommen, diese achthundertfünfzig Pfund sind reiner Profit für uns!"

Denn als Psyche gelegentlich der Tatsache erwähnt hatte, daß jeder verkaufte Band jetzt Geld in die Tasche bedeute, hatte sie dabei den kleinen Umstand übersehen, daß die fragliche Tasche nicht diejenige des Autors, sondern die der Verlagsfirma Macmurdo & White war. Für jemand, der mit den Gebräuchen des Büchermarktes vertraut ist, wäre dieser Umstand vorab in Frage gekommen; aber der Maler, im warmen Eifer, ein gutes Werk zu tun, dachte nicht einmal an die Möglichkeit, daß das Verlagsrecht der Buchhändlerfirma gehören könnte.

„Wir könnten übrigens," sagt Herr Macmurdo nach einer Weile zu White, „dem armen Teufel Dumaresq eine Zwanzigpfundnote schicken, er hat noch so gut wie nichts gehabt von seinem Werk."

Die meisten englischen Verleger hätten in einem solchen Fall eine Hunderternote geschickt; in allen andern Berufsarten hätte es gar nichts gegeben. Aber die genannte Verlagsfirma ist dafür bekannt, daß sie ihre Börse eng zusammengezogen hält, und die Zwanzigpfundnote ist alles, was Dumaresq von jener Summe sieht, die Linnell ihm allein zugedacht hatte.

Bei ihrer Ankunft in dem Häuschen zu Roserton zeigt der Philosoph sie seiner Tochter und sagt lächelnd:

„Die kann ich wohl annehmen; die müssen sie reichlich an mir verdient haben, sonst hätten sie sie mir nicht gesandt. Sie kommt auch gerade im rechten Augenblick: ich kann damit dem Maler sein Bild bezahlen."

Siebentes Kapitel.

Wie General Maitland das nächste Mal nach London fährt, hat er keine kleine Aufgabe vor sich. „Ich erwarte, daß du bei deiner Rückkehr genau Bescheid weißt über Linnell, hörst du, genau!" hatten Frau Maitlands letzte Worte vor der Abfahrt gelautet.

Dieser Weisung zufolge geht er also direkt nach seinem Klub, in der Hoffnung, dort jemand zu treffen, der ausgefragt werden könnte. Und er hat Glück. Sir Austen Linnell, der vermutliche Verwandte unseres Malers, sitzt mit einer Zeitung in der Hand in einer Nische des Rauchzimmers und stößt mit seiner an ihm gewohnten brummigen Miene Rauchwolken in die Luft. Der General scheint sehr gesellschaftsbedürftig und läßt sich in seiner Nähe nieder. Sir Austen beabsichtigt nach Aegypten zu reisen, um zu Gordon zu stoßen, und ist der Reisevorbereitungen wegen nach London heraufgefahren. Denn es sind die Tage der verlorenen Hoffnung; die Verbindung den Nil hinauf ist noch offen; Chartum von des Mahdi Truppen noch nicht besetzt. Sir Austen hat Erlaubnis erhalten, erzählt er, einer von Gordon direkt an ihn ergangenen Einladung zu folgen und in der bedrohten Hauptstadt des Sudans an seiner Seite zu sein. Der General hat alle Ursache, den Erzähler in beredte Laune zu bringen und lauscht deshalb geduldig allen Einzelheiten dieser vorbereiteten Reise. Es dauert lange, bis die Gelegenheit sich gibt, unauffällig die Frage einzuschieben:

„Nebenbeigesagt, Linnell, wir haben einen Namensvetter von Ihnen drunten in Roserton. Es würde mich interessieren, zu wissen, ob er mit Ihnen verwandt ist."

Sir Austens Stirn bewölkt sich. „Ein Kerl, der malt?" fragt er wegwerfend.

„Ein Maler, ja," sagt Maitland mit etwas scharfer Betonung des zweiten Wortes. Es paßt ihm schlecht, von einem allfälligen zukünftigen Schwiegersohn in diesem Ton reden zu hören. „Aber ich weiß nicht, ob er eigentlicher Berufsmaler ist oder nur Amateur. Ich glaube eher das letztere; er scheint Geld zu haben. Wissen Sie etwas von ihm?"

„Ich habe von ihm gehört," antwortet Sir Austen kurz und betrachtet die Zimmerdecke.

„Sein Name ist auch Austen Linnell," fährt der General hartnäckig fort, „Charles Austen Linnell; er muß jedenfalls zu Ihrer Familie gehören."

Sir Austen hebt unmerklich die Schultern. „Vasallenblut ist nicht mit Königen verwandt," sagt er orakelhaft und mit Blick und Ton, die eine Fortsetzung des Gespräches unbedingt abschneiden.

Aber General Maitlands Wißbegierde scheint erst recht angefacht zu sein, er läßt sich also von seiner Fährte nicht so leicht abbringen.

„Er ist entschieden ein Gentleman und ein Mensch von guter Bildung, und er hat Geld; er ist in Christ Church gewesen und reist in Afrika."

„Es ist wohl möglich, daß er Geld hat," sagt Sir Austen mit starkem Widerstreben, indem er eine Zeitung zur Hand nimmt, „und es ist wohl möglich, daß er in Afrika reist; es hat heutigen Tages mancher Geld und kann reisen, und wenn er es auch nur mit Katzenfleischwürsten verdient hat. Ich für meinen Teil halte ein klares Heimatsrecht höher als Geld. Ich selbst habe immer Ebbe in meiner Kasse, das ist sicher. Wenn Ihr Freund also viel Geld hat und einen alten Familiensitz zu gutem Preis pachten will, so kann er sich an meinen Agenten wenden. Da ich auf unbestimmte Zeit verreise, bin ich nicht abgeneigt, Thorpe Manor zu verpachten. Seine zufällige Aehnlichkeit des Namens mit dem der landeseingesessenen Familie kann ihm gesellschaftlich nützen und ihm zu einer guten Partie verhelfen, bis ich wiederkomme." Mit diesen Worten steuert Sir Austen, ohne sich umzusehen, mit langen Schritten dem Billardzimmer zu.

(Fortsetzung folgt).

Das neueröffnete Krematorium in St. Gallen.

Mit drei Abbildungen. Nachdruck verboten.

„Wie freundlich war doch damals der Tod, als noch der Gott mit den Mohnhäuptern und der gesenkten Fackel lebte, der ernste Bruder des lächelnden Schlafes, nicht das Gerippe mit der Sense und dem fegefeuerfarbigen Hintergrund!" So schrieb Graf Moltke am 2. April 1846 aus Rom an seinen Bruder Ludwig in einer Beschreibung des Kolumbariums an der Porta Latina. Würden diese Worte des nachmaligen großen Feldherrn nicht erst im vorigen Jahre zur Veröffentlichung gelangt sein, so wären wir versucht, anzunehmen, sie hätten dem St. Galler Feuerbestattungsverein als Leitstern gedient; denn auch er wollte „den Tod seiner Mitglieder freundlicher gestalten", in gleicher Weise, wie dies in ähnlichen Vereinigungen bereits vorher schon zu Zürich, Basel und Genf der Fall gewesen ist.

Was vor wenigen Jahren noch ein Gegenstand kühner Hoffnungen war, ist verwirklicht worden: die staatliche Genehmigung der fakultativen Kremation im Kanton St. Gallen ist erreicht, der Bau eines Krematoriums in der Stadt St. Gallen ist zur Tatsache geworden. Ohne Eröffnungsfeierlichkeit, nur mit einer freien Besichtigung des Baues und seiner innern Einrichtungen durch das Publikum wurde es vor wenigen Wochen seiner Zweckbestimmung übergeben. Die frühere offizielle Gegnerschaft gegen die Kremation ist in St. Gallen und Umgebung verstummt; die Vorurteile, als sei die Feuerbestattung mit den christlich-religiösen Anschauungen nicht vereinbar, sind größtenteils andern Anschauungen gewichen: die Kremation wird nur noch im Lichte der Aesthetik und Hygieine betrachtet.

Das bisherige Bestattungswesen wird in größern Zentren